

Nr. 141. Bromberg, den 23. Juni 1932.

Das goldene Netz

Roman von E. Phillips Oppenheim.

Kapitel XV

Ein Freund

Ein Herr in der City, der ein alter Freund von Lord Nunneley war, hielt diesen an, als er eben im Begriffe war, in seinen Klub zu gehen. „Ist es richtig, Nunneley," sagte er, „daß die Verlobung Ihrer Tochter mit Stirling Deane aufgelöst ist?"

„Die Verlobung wurde aufgelöst", antwortete Nunneley etwas steif. „Warum?"

„Dann ist alles in Ordnung", sagte der Herr. „Es war nur, weil ich zu jenen Leuten gehört habe, bei denen Sie sich über Deane erkundigt hatten, und da fühlte ich mich verpflichtet zu sagen, daß die Sache nicht mehr so steht wie damals."

„Meinen Sie betreffs Deane?" fragte Lord Nunneley.

Sein Freund nickte. „Sonderbare Gerüchte gehen herum", sagte er. „Sie erinnern sich natürlich daran, daß er einen gewissen Hefferom — einen Südafrikaner — der Erpressung beschuldigt hat? Der Mann wurde dem Gericht übergeben und es ist beim Verhör nicht viel herausgekommen. Dennoch, seit damals reden die Leute. Sie sagen, daß Hefferom tatsächlich Kenntnis von Dokumenten hat, die bekunden, daß Deanes Anspruch auf die Little-Anne-Goldmine unrechtmäßig ist und daß die Mine in Wirklichkeit Hefferom und einem Teilhaber gehört." „Das klingt recht sonderbar", bemerkte Lord Nunneley. „Wenn es wahr ist, warum weist Hefferom nicht das Dokument vor und macht der Geschichte ein Ende?"

„Weil es gestohlen wurde", antwortete der andere. „Alle möglichen Geschichten werden erzählt, auch über den Diebstahl. Es wird aber allgemein behauptet, daß das Dokument existiert und auftauchen kann. In diesem Falle wäre Deane zugrunde gerichtet. Die Aktien seines Unternehmens sind sehr stark gefallen, das sieht aus, als ob doch etwas Wahres daran wäre. Kaufen Sie eine Extraausgabe heute nachmittag, und Sie können mehr darüber lesen."

Lord Nunneley ging langsam Pall Mall entlang. Es war schließlich keine Veranlassung, eine Zeitung zu kaufen. Auf den Plakaten der Zeitungsjungen waren fettgedruckte Überschriften:

„Außerordentlicher Sturz in den Aktien der Gold-Minen-Gesellschaft. Panik in der City."

Lord Nunneley kaufte eine Zeitung und blieb ein paar Minuten stehen, um sie zu lesen. Dann rief er ein Taxi und gab dem Chauffeur die Adresse von Deanes Bureau an. Er war gut bekannt dort, und Deanes Vertrauensmann kam gleich auf ihn zu.

„Mr Deane wird Sie natürlich empfangen, Mylord", sagte er. „Er ist augenblicklich frei, aber wir verleugnen ihn vor allen Leuten. Wollen Sie bitte mir folgen, Mylord?"

Lord Nunneley wurde in Deanes Privatzimmer geführt. Deane diktierte gerade seinem Sekretär. Er war wie gewöhnlich beherrscht, sorgfältig gekleidet und gepflegt. Nichts in seinem Äußeren deutete auf eine Panik. Er hörte mit Erstaunen den Namen seines Besuchers.

„Nunneley!" rief er aus, indem er aufstand.

Lord Nunneley nickte und streckte ihm die Hand entgegen. „Ich war in der City, Deane, und dachte, ich gehe Sie aufsuchen", sagte er. „Können wir ein paar Worte miteinander sprechen?"

„Gewiß", antwortet Deane. „Lassen Sie uns fünf Minuten allein, Elison — oder besser, bleiben Sie weg, bis ich läute."

Lord Nunneley setzte sich in einen Lehnstuhl, nahm eine Zigarette an und schien keine Eile zu haben, sein Anliegen zu erklären. „Ich habe sehr bedauert, Deane," sagte er endlich, „heute in den Abendblättern über Sie zu lesen. Ich hoffe, es sind keine ernstlichen Unannehmlichkeiten?"

„Haben Sie welche von unseren Aktien?" fragte Deane.

„Wenn das der Fall wäre," sagte der andere, indem er leicht errötete, „wäre ich nicht gekommen."

Deane nahm den Vorwurf an. „Ich bitte Sie um Verzeihung."

„Ich glaube," fuhr Lord Nunneley fort, „mein Kommen erscheint Ihnen unter diesen Umständen überflüssig. Was ich Ihnen aber sagen wollte, ist folgendes: Sehen Sie, Olive ist unser einziges Kind, und daher sind wir in bezug auf alles, was sie angeht, sehr besorgt. Ich bin sicher, daß Sie jetzt, wo Sie soviel Sorgen haben, selbst finden werden, daß es besser war, daß Sie sich nicht noch die Verantwortung einer Verlobung aufgeladen haben."

„Ich habe Ihnen die Auflösung nie verargt", sagte Deane ruhig.

„Gewiß", fuhr Nunneley ein wenig hastig fort. „Natürlich sind weder Olive noch Sie Leute, die ihre Gefühle zeigen. Kurz gesagt," fügte er hinzu, „Sie werden es beide überwinden. Darüber besteht kein Zweifel, aber ich kam nicht, um über diese Angelegenheit zu sprechen. Ich will Ihnen nur sagen, daß, obwohl unsere Beziehungen andere geworden sind, ich doch sehr viel Freundschaft für Sie empfinde, Deane. Und sehen Sie," fuhr er etwas verlegen fort, „ich habe ungefähr sieben- bis achttausend Pfund, die ich anlegen möchte, und wenn Sie das Geld irgendwie gebrauchen können, Deane, sagen Sie es und ich stelle Ihnen auf der Stelle einen Scheck aus."

Deane sah seinen Besucher erstaunt an. Dann errötete er ein wenig. Er stand auf und hielt ihm die Hand entgegen.

„Nunneley," sagte er, „das ist schön von Ihnen. Ich werde es Ihnen nie vergessen. Wenn wir Geld brauchen würden, oder es bei mir persönlich der Fall wäre, würde ich Ihr Angebot sofort annehmen."

„Es ist wie ein Tropfen ins Meer, nehme ich an", bemerkte Lord Nunneley. „Es ist keine große Summe, das weiß ich."

„Das ist es nicht", unterbrach Deane. „Die Lage ist einfach so, daß unsere Aktien wegen der Gerüchte über die Ansprüche an das Little-Anne-Goldbergwerk gefallen sind. Wenn sich diese Gerüchte bestätigen würden, könnten uns auch fünf- oder sechshunderttausend Pfund nicht helfen. Wenn sie sich nicht bestätigen und wieder vergehen, wie ich annehme, daß es der Fall sein wird, werden sich unsere Aktien erholen und wir werden kein Geld brauchen."

„Sie glauben also nicht an die Existenz eines solchen Dokumentes?" fragte Lord Nunneley.

„Ich glaube nicht, daß es vorgezeigt werden wird", antwortete Deane. „Und wenn es vorgezeigt wird", fuhr er fort, „glaube ich nicht an seine Gültigkeit. Ich möchte Berichterstattern nicht einmal so viel darüber sagen, aber das Dokument, über das die Leute so viel sprechen, ist einfach ein ursprünglicher Anspruch auf die Little-Anne-Goldmine, die eben von dem Manne verlassen wurde, der sie mir übergab und in dessen Namen jetzt der Anspruch erhoben wird. Sie sehen daher, daß jeder Versuch, einen gesetzlichen Anspruch darauf zu erheben, mehr oder weniger ein Schwindel ist."

Lord Nunneley stand auf. „Sie sind also nicht sehr beunruhigt?"

Deane schüttelte den Kopf. „Dieses Fallen der Aktien", sagte er, „macht uns schließlich nicht viel. Es bedeutet nur, daß der Markt findet, daß wir heute um einhunderttausend Pfund ärmer sind, als wir es gestern waren. Ob der Markt recht hat oder nicht, muß erst bewiesen werden."

„Ich bin jedenfalls froh, Sie gesehen zu haben, Deane, und denken Sie stets, falls es irgend etwas gibt, das ich für Sie tun kann —"

„Sie haben bereits sehr viel getan, Lord Nunneley", sagte Deane. „Ich werde Ihren Besuch und Ihr Angebot nie vergessen."

„Olive weiß nicht, daß ich wegging", erklärte Lord Nunneley, „aber ich bin überzeugt, wenn sie es gewußt hätte, würde sie mir Grüße aufgetragen haben. Bitte, bemühen Sie sich nicht zu läuten. Ich finde schon meinen Weg."

Dieser Besuch schien Deane wie eine Oase in der Mitte eines langen öden Tages. Die Gerüchte, von denen Lord Nunneley gesprochen hatte, schienen vor wenigen Stunden entstanden zu sein. Es hatte in letzter Zeit einige große Konkurse gegeben, und die Leute, die ihr Geld angelegt hatten, wurden alle nervös. Geldknappheit herrschte im Land. In gewöhnlichen Zeiten wäre ein Angriff auf eine Körperschaft wie die seine unmöglich gewesen. Heute schien nichts unmöglich. In seinem Innersten empfand Deane, daß die Lage sicher war. Dennoch schien die Tatsache, daß diese Gerüchte entstanden waren, die Richtung zu bezeichnen, in der die Verteidiger Hesseroms den kommenden Prozeß führen wollten: Deane, wenn nicht mit Worten, so doch mit Vermutungen — der Mitschuld an Sinclairs Tod anzuklagen. An das Bestehen dieses Dokumentes würde geglaubt werden. Es wird vielleicht offen gesagt werden, daß er für die Unterdrückung desselben verantwortlich sei. Es war nicht die Tatsache, daß er auf dem Papier um eine Viertelmillion ärmer war als die Woche vorher, die ihn beunruhigte. Es war der Gedanke, daß der Mann, der auf seine gerichtliche Unterstützung wartete, obwohl seine Worte dreist gewesen waren, imstande sei, ihn zugrunde zu richten. Die Frage betreffs der näheren Umstände dieses Dokumentes könnte in wenigen Wochen die meistbesprochene Angelegenheit in London sein.

Deane stand plötzlich auf, verließ sein Bureau durch den rückwärtigen Ausgang und fuhr in das kleine Hotel, wo Winifred wohnte. Miß Rowan war zu Hause, und nach ein paar Minuten wurde er in ihr Wohnzimmer geführt.

„Miß Rowan wird gleich hereinkommen", kündigte ihre Jungfer an, die aus dem Schlafzimmer gekommen war. „Sie ist augenblicklich mit ihrer Schneiderin beschäftigt."

Deane nickte und nahm mechanisch die Zeitung, die auf dem Tische lag. Das Zimmer war ganz vom Duft der Blumen erfüllt. Er blickte zerstreut umher, und plötzlich ward seine Aufmerksamkeit auf den Schreibtisch gerichtet. In einer silbernen Vase, die ganz allein stand, sah er die rote Rose, die er ihr vor zwei Tagen gekauft hatte.

Kapitel XVI

Leidenschaft

Sie kam nach ein paar Minuten, in ein verführerisches Negligé gekleidet, mit Seidengeraschel und einem erstaunten Gesichtsausdruck.

„Ich habe Sie erst heute abend erwartet", bemerkte sie.

Er nickte. „Ich war so frei, zu kommen, um Sie etwas zu fragen."

Sie lächelte, während sie sich auf das Sofa setzte. „Oh, das Papier ist in Sicherheit."

„Woher wissen Sie, weshalb ich herkomme?" fragte er etwas bestürzt.

„Mein lieber Freund," sagte sie mit Achselzucken, „da ich beschlossen habe, meine Zukunft mit der Ihren zu vereinen, können Sie sich nicht darüber wundern, daß mich solche Kleinigkeiten wie diese" — sie deutete auf ein Abendblatt auf ihrem Schreibtisch — „interessieren. Ich versuchte zu verstehen, wie sich die Sache verhält. Sagen Sie mir, ob ich recht habe! Es scheint mir, daß Sie sicher sind, solange das Dokument ein eingebildeter Gegenstand ist, solange als es nicht vorgezeigt wird?"

„Die Gesellschaft ist sicher," antwortete Deane, „und ich nehme an, ich auch, gewissermaßen. Andererseits werde ich wahrscheinlich angeklagt werden, es unterdrückt zu haben, sowie der Mitschuld an Sinclairs Mord. Da ist Hesserom, sehen Sie, der bereit ist, zu schwören, daß Sinclair mit diesem Papier in seinem Besitz nach London kam. Es ist bekannt, daß Sinclair in mein Bureau gekommen ist. Er ist ermordet worden. Das Papier kann nicht gefunden werden und die Gesellschaft bleibt im Besitz der Grube. Die Leute werden sicher diese Dinge in Zusammenhang bringen."

Sie nickte. „Es wird wirklich sehr schlecht für Ihren Ruf sein", sagte sie langsam.

„Es wird, fürchte ich, meinen gesellschaftlichen Wert als Ihren Gatten sehr vermindern", meinte Deane.

„Geld macht sehr viel", antwortete sie. „Ich nehme an, Sie werden es überwinden."

„Mit Ihrer Hilfe", bemerkte Deane sarkastisch, „erscheint es mir sehr leicht möglich. Übrigens," fuhr er fort, „was dieses Dokument anbelangt, müssen Sie mir verzeihen, wenn ich von Zeit zu Zeit über dessen Sicherheit besorgt bin."

„Das ist überflüssig", antwortete sie. „Es befindet sich in sicherer Hut."

„Sie beobachten dabei Ihre eigenen Interessen ebenso wie die meinen", erinnerte er sie.

„Ich bin mir dessen vollkommen bewußt", antwortete sie. „Darf ich Ihnen einen Tee anbieten?"

„Danke, nein!" sagte er. „Übrigens, haben Sie Lust, heute abend in die Oper zu gehen? Ich habe zwei Parkettsitze und die Melba singt."

Ihr Gesicht leuchtete auf, es war, als ob die Maske für einen Augenblick gefallen wäre. Ihre Stimme klang aber kälter als zuvor, als sie ihm antwortete. „Ich würde sehr gerne gehen. Werden Sie mich abholen?"

„Um halb acht", antwortete er. Wir werden zuerst speisen gehen."

„Sind Sie sicher," fragte sie, „daß Ihnen nicht daran liegt, gesehen zu werden?"

„Es ist mir sogar von Nutzen", antwortete er. „Die Männer, über die am meisten gesprochen wird, sollten nie vor der Öffentlichkeit zurückscheuen. Die Leute, die heute gehört haben, daß ich zugrunde gegangen, ein Schwindler, ein Mörder bin und daß man Ruhm nur eine Frage von Minuten ist, werden daran zweifeln, wenn sie mich heute abend mit Ihnen im Parkett der Oper sehen."

„Also um halb acht", wiederholte sie.

Er verneigte sich und verließ sie, ohne ihr die Hand zu reichen. Sie stand einen Augenblick still und sah auf die Tür, die er hinter sich geschlossen hatte. Dann ging sie langsam durch das Zimmer und hob die Vase mit der einsamen Rose an die Lippen. Eine Sekunde später lag sie in Scherben zerschlagen zu ihren Füßen, ihre Wangen glühten, ihre Fäuste waren geballt.

„Ich hasse ihn!" sagte sie sich. „Ich hasse ihn jetzt mehr denn je!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Einsamkeit.

Skizze von Frida Schanz.

Ein junges Mädchen geht in den weitgedehnten Gartenanlagen der großen Stadt an einem sommerschönen Sonntagnachmittag allein und eilig durch die feiertäglich fröhliche Menge. Es scheint niemanden anzusehen, scheint nichts zu sehen. Und nimmt doch genau wahr, daß es wohl die einzige Persönlichkeit ist, die auf den schön geschwungenen Wegen zwischen leuchtenden, fein gepflegten Rasenstücken, seltenen Büschen und Bäumen allein dahin wandelt. Familien, Liebespaare, Freundes- und Freundinnengruppen begegnen ihm. Jeder hat jemanden. Und jeder genießt den Spaziergang; nur das junge Mädchen hat etwas in Gang und Schritt, als ginge es nur hier durch, um möglichst schnell ein Ziel zu erreichen.

Eine Dame, ausgesprochen alt, fein und anziehend alt, gepflegt und vornehm einfach in schönes Schwarz gekleidet, bleibt vor dem Mädchen stehen. „Verzeihen Sie! Darf ich Sie wohl etwas fragen? Es soll hier einen sogenannten Römischen Brunnen geben. In der Nähe ein großes Rosenboskett. Wissen Sie vielleicht Bescheid? Ich soll dort jemanden treffen."

Das junge Mädchen sagt mit freundlichem, etwas verlegenem Eifer: „O ja, das stimmt. Das ist aber noch recht weit von hier. Wenn Sie gestatten, möchte ich es Ihnen zeigen. Darf ich wohl mit Ihnen gehen?"

„Zu lieb!" sagt die Dame. „Wie es scheint, sind Sie aber nach der andern Richtung unterwegs. Und haben es eilig."

Leicht errötend sucht die Junge nach Worten. Dann sagt sie unter einem ruhigen Blick der sehr ernsten blaugrauen Augen: „Ich habe nichts vor. Jede Richtung ist mir recht. Ich habe Zeit. Habe es gar nicht eilig."

Die alte Dame nimmt daraufhin sehr froh die Begleitung an. Ohne daß sie es verbergen kann, sind doch stille Fragen in ihren guten Blicken. Das Mädel da, das sieht sie, ist von bestem Stand. Es geht, die jungen Schritte den langsameren anderen anpassend, voll freundlicher Gefälligkeit neben ihr her und lächelt, lacht fein. „Weil ich so dahinraste, dachten Sie gewiß, ich hätte etwas ganz Dringendes vor."

Die Dame nickt. „Es sah so aus."

„Es sollte so aussehen", spricht das Mädchen mit herbem Ton.

Verwundert blickt die Dame auf. Des Mädchens Blicke haben die feine Frau schon vorher wie mit besonderer heimlicher Befriedigung gemessen. Es sagt rasch, leichthin, ein junges Mädchen könne doch nicht ganz allein spazieren. Das Sonntag-Nachmittag hier im Park — das sei doch nicht Gebrauch. Jeder würde es angucken, wenn es wie die anderen, die zu Zweien und Dreien gehen, gemütlich herumwandelte. Und doch muß man gehen, muß sich ausgehen. Wenn man die Woche über gesessen hat, muß man sich natürlich Bewegung machen. Das geht nicht anders. Aber ganz allein unter andern zu gehen, macht so verlegen. Da tut man so, als ginge man auf irgend etwas los, wäre vielleicht eingeladen.

Die alte Dame atmet tief. „Ja, aber — Kind, — liebes Fräulein. Freunde haben Sie doch hoffentlich auch, ja, — doch ganz sicher."

Schwermütig mit einem kleinen schneidenden Lächeln spricht die Junge: „In dieser Stadt, — nein!"

„Ich darf fragen: Sie sind doch keine Fremde hier?"

„Nein. Seit dreiviertel Jahren wohne ich hier. Ich gehe auf die Handelsschule."

Von Mitschülerinnen, Freundinnen, irgendwelchen Bekannten, Verwandten sagt die sympathische alte Frau ein paar Worte. Das Mädchen schüttelt mit schmerzlichem Zucken den Kopf: „Ich habe niemanden."

Da ist auch schon das Rosenboskett, der Römische Brunnen. Die Junge will sich schnell, beschämt, daß sie das alles gesprochen hat, verabschieden. Aber die Dame, die sie herbegleitet hat, hält sanft und fest ihre Hand. „Die Bekannten, die mich hier treffen wollten, sind noch nicht da. Bitte, Sie liebe Begleiterin, setzen Sie sich noch eine Weile hier zu mir auf die Bank!" Das junge Mädchen steht unentschlossen. Dann folgt es der Aufforderung.

„Was Sie mir da sagen, ist doch schrecklich. Ein junges Mädchen, das so vereinsamt ist! Das hält man nicht für möglich. Aber daran sind Sie doch sicher selber schuld. Wer Freunde sucht . . ."

Die Junge lacht ein bißchen. „In meiner Klasse sind schon ein paar, an die ich versucht habe, mich anzubiedern. Aber ich passe denen nicht. Bin vier, fünf Jahre älter als die meisten, bin spät dazu gekommen, etwas Praktisches zu lernen. Von den anderen hängt jede irgendwie mit einer oder ein paar Gefährtinnen fest zusammen. Das sind alles abgeschlossene Sachen. Meist kennen sich die Familien untereinander." —

Eine leise mütterlich teilnehmende Frage tastet dazwischen: „Und Ihre Familie?"

Eine noch leisere Antwort: „Ich habe keine mehr."

Überwältigt von der eigenen Mitteilsamkeit steht das Mädchen bei diesen Worten rasch auf. Auch die alte Dame erhebt sich. Die von ihr erwarteten Bekannten, — ein kleiner lebensprühender Schwarm — tauchen auf. Die Junge läßt sich natürlich nicht halten. Die andere versteht's.

Nur rasch, mit liebevollster Herzlichkeit, muß noch, nach ein paar guten Dankworten, gesagt werden: „Und eine Bitte, liebes Fräulein! Ich habe Sie heute so glücklich gefunden. Ich darf Sie nicht wieder verlieren. Hier ist meine Karte mitsamt der herzlichsten Einladung. Besuchen Sie mich! Recht bald, bitte. In längstens drei Tagen. Ich werde sehr warten. Auch ich bin oft allein."

„Verw. Generalin Alsen", liest das Mädchen. Und auf der kleinen Karte, die sie aus ihrem Täschchen herauskramte, sieht die weißhaarige Dame durch ihr zuhilfe genommenes Augenglas unter kleiner fünfzackiger Krone den Namen „Roswitha Rotenkirch."

Wie ein Mensch so einsam werden, ein junges Mädel so einsam sein kann! Unaufhörlich muß sie es in den nächsten Tagen denken.

Roswitha, die der beglückenden Einladung schon vor dem dritten Tag nachkommt und von ihrer neuen Freundin zu baldiger und häufiger Wiederholung ihres froh aufgenommenen Besuches verpflichtet wird, erzählt es. Nicht auf einmal; hier und da ein paar Worte, eine hervorbrechende Welle bitterlichen Grams, ein gelegentliches selig-trauriges Sichversenken in ein sonniges Einst, in lachendes Kinder- und Jugendglück.

Das Rotenkirchsche Gut ist seit fast hundert Jahren in der Familie gewesen. Heitere tüchtige Menschen waren die Besitzer. Der letzte Rotenkirch, Roswithas Vater, hielt sich trotz starker Glücksschwankungen der Kriegs- und Nachkriegsjahre mit seiner wunderbaren Elastizität bis vor wenigen Jahren noch glänzend über Wasser. Dann kam's: das Geschick so vieler Güter in der gleichen Gegend. Keine Gelegenheit zu Verkäufen, Verluste über Verluste, immer tiefere Verschuldung.

„Vielleicht ist Mutter auch schon an der inneren Angst gestorben, obgleich ihre Krankheit anders hieß", sagt das Mädchen. „Vater starb durch einen Sturz vom Pferde, ein paar Tage, ehe das Gut unter den Hammer kam. Der Verkauf hat die Schulden zum Glück gedeckt. Ein paar tausend Mark sind mir zu meiner Berufsausbildung geblieben."

Sie berichtet: ein bescheidenes Zimmer in einer Hofwohnung. Die Wirtin, Putzmacherin und Schneiderin, selten zu Hause. — Früher: Uraltbehagliches Herrenhaus. Unermeßliche Liebe zwischen Eltern und Kind, weite prächtige Wälder, Felder, Torf und Wiesenland, Reiten, Jagen, Stall- und Gartenarbeit.

„Hätt ich nur meinen Hund wenigstens behalten, meinen großen, treuen, feinen Hund mitnehmen dürfen in die fremde Stadt. Wenn der mit mir ginge, am Sonntagnachmittag, wär' ich nicht so verlegen."

Aber mit der Sonntagnachmittagverlegenheit ist's ja nun so wie so vorbei. Roswitha Rotenkirch ist regelmäßiger Sonntagsgast bei der besten, gütigsten aller Frauen, in deren gepflegter und bescheiden-wohlhäbiger, von Lebens- und Geistesinteressen erfüllter Häuslichkeit. Alle, die von Natur zu ihr gehören, sind in fernen Städten und Ländern durch Ehe, besondere Verhältnisse, Beruf. Ein nicht mehr ganz junger Sohn, in diplomatischer Stellung in einer südamerikanischen Hauptstadt, ist im Laufe des ersten Jahres der Freundschaft zwischen Alt und Jung einmal für Wochen zur Mutter zu Besuch gekommen.

Er hat das anmutige, aus beglücktem Innern still leuchtende Mädchen am ersten Abend des Kennenlernens lange still beobachtet. „Mutter, wo hast du dir die hergeholt?" fragt er in der ersten Minute des Alleinseins zu Zweien.

Seine Mutter antwortet, mit ihrem nettesten Ausdruck: „Aus der Einsamkeit!"

Der Mann, der schnarchte.

Skizze von **Kurt Miethke.**

Als das Dienstmädchen Rosita so wie jeden Morgen den Teewagen ins Schlafzimmer des Millionärs Tolien fuhr, blieb sie erstarrt mitten im Zimmer stehen. Dann stieß sie einen entsetzlichen Schrei aus und stürmte die Treppe hinunter, immerfort schreiend: „Mord! Mord! Mord".

Zehn Minuten später war die Polizei da. Kommissar Kay untersuchte das Zimmer genau. Offensichtlich hatte der Täter Eingang durch das Fenster gefunden, nachdem er mit einer Leiter heraufgeklettert war. Er hatte seinem Opfer das Messer — ein Taschenmesser — tief in die Brust gestoßen und sich dann durch das Fenster wieder davongemacht. Es gab keine Fingerabdrücke. Weder auf dem Fensterbrett noch auf dem Messergriff.

Der Fall schien sehr einfach zu liegen. Man verdächtigte sofort einen Diener, den Tolien vor ein paar Tagen Knall und Fall entlassen hatte. Der Mann wurde sofort verhaftet und konnte kein einwandfreies Alibi nachweisen. Man behielt ihn vorläufig in Sicherheit, obwohl er Stein und Bein schwor, daß er es nicht gewesen wäre.

Kay stand vor einem Rätsel. Der Ermordete hatte kaum Feinde gehabt. Allerdings — da war ein Punkt, der ihm zu denken gab. Das gesamte Vermögen des Millionärs fiel an seinen Neffen Fred, mit dem er immer im besten Einvernehmen gestanden. Neunzehn Millionen. Eine nette, runde Summe.

Kay interessierte sich lebhaft für diesen Neffen und ließ ihn zu sich kommen. Ein sympathischer, junger Mann, der erstaunlich lange Vorderzähne besaß; Raubtierzähne, dachte Kay, als er ihn sich ansah. Aber außer diesen Zähnen hatte Fred nichts irgendwie Auffälliges an sich.

„Wo waren Sie in der Mordnacht?" fragte Kay.

„Zu Hause", lächelte Fred, und seine Augen funkelten hell.

„Hm, können Sie das nachweisen?"

„Ich fürchte, nein. Oder doch, warten Sie mal. Wir müßten meine Wirtin befragen."

Fred wohnte in einem sehr vornehmen Fremdenheim in vier luxuriösen Zimmern.

„Wie soll Ihre Wirtin das wissen?" fragte Kay.

„Na, um es nur zu gestehen", lachte Fred, „ich schnarche. Ich schnarche ganz entsetzlich. Sie beklagt sich schon lange bitter darüber. Wenn sie mich gestern abend schnarchen gehört hat, dann wäre ich gerettet."

Kay klingelte sofort in der Pension an.

„War Fred Tolien gestern abend zu Hause?" fragte er die Wirtin, die sich am Apparat meldete. Die Frage wurde bejaht.

„Haben Sie ihn in seinem Zimmer gehört?"

„Ja, er hat die ganze Nacht fürchterlich geschnarcht. Er ist schon um elf zu Bett gegangen. Herr Petri von nebenan hat sich heute morgen wieder beschwert."

„Danke", sagte Kay und hängte ab. „Sie können gehen."

Kay beobachtete den jungen Mann bei diesen Worten sehr scharf, und es war klar, daß ein Aufatmen über seine Züge glitt.

Kaum war Fred draußen, als sich Kay auch schon über das Messer herstürzte und es mit seiner Lupe untersuchte. Er hatte Glück. Er fand, was ihm fehlte. Und das war nichts als ein weißes Stäubchen. Ein schillerndes, weißes Blättchen. Der Gerichtsarzt, der gerade kam, bestätigte sofort, daß es sich um Kokain handelte. Es hatte in dem Einschnitt gesessen, in dem die Messerschneide lag, wenn das Messer zugeklappt war. Jemand mußte es in der Tasche gehabt haben, der zugleich ein Päckchen Kokain in der Tasche trug. Ein Stäubchen davon hatte sich in dem Einschnitt gefangen. Und dieses Stäubchen sollte das Verhängnis des Täters werden.

Kay fuhr sofort los. Die Wirtin Freds öffnete ihm erstaunt die Tür und ließ ihn nur widerwillig zu dem jungen Herrn ins Zimmer.

Fred stand auf und wurde totenblaß.

„Ich muß Sie noch etwas fragen, Herr Tolien. Übrigens, nach was riecht es hier so eigenartig?"

„Nichts. Eine entzwei gegangene Schallplatte, die ich dummerweise in den Ofen gesteckt habe . . ."

Kay sah sich um. In der Ecke stand ein riesiges Grammophon. Auf einem Tischchen danben lagen drei Plattenteller.

Kay starrte eine Weile darauf, dann lachte er kurz und scharf.

„Sie scheinen ein Grammcphonliebhaber zu sein. Übrigens, woher bekommen Sie das viele Kokain?"

Wieder wurde Fred Tolien blaß. „Von Straßenhändlern", sagte er.

„Sehen Sie, Sie hätten das Kokain aber nicht in dieselbe Tasche stecken sollen wie das Messer."

„Warum nicht?" fragte Fred. Und dann biß er sich auf die Lippen, denn er wußte, daß er sich verraten hatte. Unter Kays machtvollem Blick stammelte er plötzlich hervor: „Ja, ich war es. Ich habe ihn ermordet."

„Und wie Sie es gemacht haben, brauchen Sie mir gar nicht zu sagen. Sie haben sich Schallplatten hergestellt mit Schnarchgeräuschen. Drei große Doppelplatten, die mit diesem modernen Apparat ununterbrochen gespielt werden konnten. Damit hatten Sie Ihr Alibi. Sie brauchten die Platten nur noch zu verbrennen und wären gerettet gewesen, wenn nicht dummerweise ein Stäubchen Kokain in dem Messer gesessen hätte. Daß Sie schnupfen, habe ich gleich an Ihren Augen gesehen."

Fred sank zusammengebrochen in einen Sessel und flüsterte fast unhörbar: „Ein Stäubchen! Ich bin über ein Stäubchen gestolpert . . . !"

Gedanken.

Von **Clara Blüthgen.**

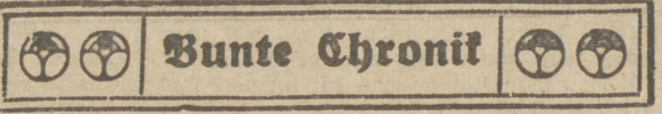
Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Manchmal aber ist auch Gold nicht glänzend, sondern von einer Patina des Verkennens überzogen, die seinen Wert nicht erkennen läßt.

*

Wirklich arm ist nur, wer glaubt, er habe nichts zu verschenken. Auch der Ärmste kann anderen geben, wenn er nur will.

*

Was heißt: ein Großer sein? Auch der Kleine und Schwache kann im heldenhaften Ertragen des Leidens zum Großen werden.



* **Ein Nagel- und Glaslager im Magen.** Allgemeines Aufsehen erregte in Lodz ein dreiundzwanzigjähriger Mann namens Juraschek, der die phänomenale Eigenschaft besitzt, Glasscherben, Nadeln und ähnliches gefährliches Zeug in großen Mengen zu schlucken. Seine Experimente endeten damit, daß er an einer Bauchfellentzündung erkrankte und sich einer Operation unterziehen mußte. Bei der Operation stellte es sich heraus, daß sein Magen ein richtiges Lager von Glas und Metallgegenständen war. Etwa 200 Sicherheitsnadeln, 300 große und kleine Nägel und 47 Glasscherben sind von den Ärzten entfernt worden. Nach seiner Genesung wurde Juraschek in der Lodzer medizinischen Gesellschaft demonstriert. Es erwies sich dabei, daß er sich seit sechzehn Jahren ausschließlich von rohem Pferdefleisch ernährte. Gekochtes oder gebratenes Fleisch kann Juraschek nicht vertragen. Er kennt keinen Ekel und ißt gern Mäuse und Ratten, ohne sie vorher zu töten und zu kochen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg